Zur

Zeit- und Weltlage

Vorträge
gehalten von Wiener Universitätslehrern

auf Veranlassung des Ausschusses
für Volkstümliche Universitätskurse.

3.

Der Krieg in der Weltgeschichte.

Von

Ludo Moritz Hartmann.



Ed. Hölzel, Wien.

Zur

Zeit- und Weltlage

**Vorträge
gehalten von Wiener Universitätslehrern**

auf Veranlassung des Ausschusses
für Volkstümliche Universitätskurse.

3.

Der Krieg in der Weltgeschichte.

Von

Ludo Moritz Hartmann.

Ed. Hölzel, Wien 1915.

Die von Wiener Universitätslehrern gehaltenen Vorträge beabsichtigten nicht Ergebnisse neuer Forschungen darzubieten. Sie wollten nur mit Hilfe bereits erworbenen Wissens in dieser überernsten Zeit orientierend und anregend, vielleicht auch beruhigend und stärkend in weiteren Kreisen Gebildeter wirken. Nur so möchten sie auch im Druck angesehen und aufgenommen werden.

Wien, November 1914.

Wir alle sind in diesen Monaten niedergedrückt und überwältigt worden von dem Ungeheuren, dem Unfaßbaren, das auf uns eingestürmt ist, ergriffen und durchwühlt von schrecklichen und von erhabenen Eindrücken, wie sie in gleicher Gewalt noch niemals auf uns eingewirkt haben, im Denken und im Handeln aus unserer regelmäßigen Bahn herausgeworfen — und wenn wir es versuchten, uns auch innerlich unserer gewohnten Beschäftigung wieder zuzuwenden, zog uns immer wieder mit magischer Gewalt jenes Ungeheuere, jenes Unfaßbare an, daß wir von ihm nicht lassen konnten. Wie ein Fatum, unausweichlich, war es über uns gekommen und bannte uns mit seinem Medusenblick; mochten wir selbst es noch so oft seit Jahren prophezeit, noch so oft das Wetterleuchten beobachtet haben, wir waren unvorbereitet und betäubt, seit der Blitz prasselnd und zündend herniederfuhr.

Wie der Schiffer im leichten Kahne, der sich den spielenden Wellen anvertraut und hinaussegelt auf die hohe See, überrascht vom heranbrausenden Sturme und Gewitter, das sich an den dunkel zusammengeballten Wolken des Horizontes mit Blitz und Donner angekündigt hat und ihn doch ergreift, ehe er sich's versehen kann, von den Winden getrieben, bewundernd und machtlos das gewaltige Schauspiel der sich auftürmenden Wogen erschreckend genießt und das Steuer verliert, dann aber sich ermannend das Steuer wieder mit fester Hand ergreift, um sein Schifflein, einen fernen Zielpunkt an der Küste unbeirrt im Auge, in den sicheren Hafen zu führen

— so sind auch wir, und nach der Erstarrung beginnen wir wieder nach dem Steuer zu tasten, und in den Momenten, in denen die Weltgeschichte, deren kleiner Teil ein jeder von uns ist, alles zusammenzufassen und durcheinander zu wirbeln scheint, in denen in unserem Innern all das sich wiederzuspiegeln scheint, was die ganze Menschheit bewegt, regt sich unser Gewissen und wir fühlen die Pflicht, in der verwirrenden Fülle der Gesichte nach dem Zielpunkte zu suchen, der uns in unserem Fühlen, Denken, Handeln leiten muß, unser eigenes Urteil wiederzugewinnen, es zu messen an der Weltgeschichte, die das Weltgericht in letzter Instanz ist.

Daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, hat der alte griechische Denker ausgesprochen und Darwin, der große Denker des 19. Jahrhunderts, für die ganze organische Welt nachzuweisen gesucht. Daß gegenseitige Hilfe, gegenseitige Anpassung, das Prinzip allen Wesens und Werdens sei, haben andere große Dichter, Denker und Utopisten, wie Krapotkin, behauptet. Sie übersahen, daß gegenseitige Hilfe und Anpassung selbst Waffen im Kampfe ums Dasein und aus ihm geboren sein können. Zwischen diesen beiden Richtlinien, von denen die eine die andere bedingt, zwischen Kampf und gegenseitiger Hilfe, zwischen Krieg und Frieden bewegt sich die Geschichte der Menschheit, und es ist unser Glaube und unsere Hoffnung, daß sie sich der einen von ihnen in der Unendlichkeit nähert.

Soweit wir in der Geschichte zurückblicken, stoßen wir auf das Phänomen: Krieg. Es ist nichts Unabhängiges, nichts, was man in der Retorte isolieren könnte, sondern abhängig von den Menschen, die es verursachen und es erdulden, von den Gesetzen, die sie sich geben und von denen sie selbst geleitet werden. Der Klassiker des Krieges, der General Clausewitz, schreibt unter der Überschrift: „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“: „So sehen wir

aber, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, eine Durchführung desselben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigentümlich bleibt, bezieht sich bloß auf die eigentümliche Natur seiner Mittel. Daß die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im allgemeinen und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieser Anspruch ist wahrlich nicht gering; aber wie stark er auch in einzelnen Fällen auf die politischen Absichten zurückwirkt, so muß dies doch immer nur als eine Modifikation derselben gedacht werden; denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden." Da also der Krieg eine Fortsetzung der Politik, die Politik aber eine Funktion der menschlichen Gruppenbildung, des Staates, ist, so kann das Phänomen nur im Zusammenhange mit dem Staate und seinen Tendenzen verstanden werden, auf die es seinerseits wieder zurückwirkt.

Bei den primitiven Völkern ist die Gegenseitigkeit noch wenig entwickelt; ihre Wirtschaft ist nicht intensiv und gestattet es nicht, daß sie anders als in kleinen Gruppen, Horden oder Stämmen, sich zusammenfinden. Ihr Gesichtskreis ist ein außerordentlich enger; sie kennen nur ein sehr kleines Stück der Erde und der Natur, in der sie leben. Die Abhängigkeit der einen Gruppe von der anderen ist noch sehr gering und es finden nur gelegentliche Berührungen statt, wenn es sich um den Kampf um den Futterplatz handelt. Dann aber ist diese Berührung eine feindliche. Es herrscht in der Tat prinzipiell ein Krieg aller Gruppen gegen alle, eine gegenseitige Friedlosigkeit, die allerdings nur gelegentlich zu wirklichem Kampfe führt. Die Folge dieser Isolierung ist natürlich eine sehr ge-

ringe Widerstandskraft gegen die Natur, die kaum beherrscht wird, sondern eher die Primitiven in jeder Beziehung beherrscht, und ferner der Mangel an Fürsorge für die Zukunft, da der Primitive von den augenblicklichen Einwirkungen seiner Umgebung abhängig ist. Da aber der Krieg die einzige Gelegenheit ist, bei welcher eine Gruppe die andere kennen lernt, kann er in dieser Zeit auch Kulturträger sein. Denn durch die Beute, sei es an Frauen, sei es an Waffen oder Material, oder durch die Darbringung von Friedensgeschenken, welche den Krieg zeitweise unterbrechen, lernt der Primitive Gegenstände kennen, die ihm bisher fremd waren; andererseits ermöglicht der Krieg und der beständige Zustand der Friedlosigkeit die Erwerbung von Sklaven, d. h. die Besitzergreifung von rechtlosen Fremden, die eben, weil sie keine persönlichen Rechte beanspruchen können, zu Sklaven werden, wenn sie im Kriege erbeutet, aber geschont werden; und die Sklaverei wieder ermöglicht, wenn eine gewisse Intensität der Wirtschaft erreicht ist, die Arbeitsteilung zwischen dem freien Wehrstande und dem unfreien Nährstande, der zum Träger der wirtschaftlichen Produktion wird.

Dieser Zustand der Friedlosigkeit wird im klassischen Altertume prinzipiell keineswegs überwunden. Der griechische Stadtstaat (die Polis) steht seinem Nachbar prinzipiell ebenso feindlich und rechtlos gegenüber, wie die primitive Horde der benachbarten Horde. Auch hier herrscht das exklusive Verbandsrecht, die Möglichkeit der Versklavung des Fremden, die Arbeitsteilung zwischen freiem Wehrstande und unfreiem Nährstande. Auch dieser Staat kämpft um Land und Menschen, deren Besitz die herrschende Klasse der Freien bereichert. Allerdings aber wird die allgemeine Friedlosigkeit im einzelnen vielfach durch Verbindungen zu Zwecken des religiösen Kultes, durch das Verhältnis der Gastfreundschaft, das, weil es recht-

lich nicht geschützt ist, unter den Schutz der Götter gestellt wird, durch Bündnisse zum Zwecke gemeinsamer Kriegführung durchbrochen. Die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr führt zusammen und so erwächst in dem Kampfe gegen die Perser das Gemeingefühl der Hellenen gegen die Barbaren, d. h. gegen alle diejenigen, welche nicht Griechen sind. Zwar haben auch in der Blütezeit ihrer Kultur die Griechen es nicht vermocht eine Stufe gegenseitiger Anpassung zu erreichen, welche einen dauernden Frieden unter ihnen gewährleistet hätte. Allein bei einem Plato oder einem Aristoteles ist doch das Gemeingefühl im Gegensatze zu den gemeinsamen Gegnern so stark, daß dieser konsequent behaupten kann, der Grieche sei als Freier geboren, wie der Barbar als Knecht; und auch tatsächlich sind die in Griechenland Versklavten jetzt größtenteils Barbaren.

Wenn so der Horizont des feindlichen Auslandes hinausgeschoben wird, so bedeutet das aus dem Bundesverhältnisse sämtlicher zivilisierter Stadtstaaten im Umkreise des mittelländischen Meeres entstandene römische Reich die Überwindung der Friedlosigkeit im Gebiete der zivilisierten Welt. Das Imperium Romanum ist zugleich die »Pax Romana«, der römische Friede. Aber auch nach der spätesten römischen Rechtsanschauung ist dem Ausländer gegenüber die gegenseitige Rechtlosigkeit die Regel, nur daß als Ausländer jetzt nur angesehen wird, wer außerhalb des ungeheuren römischen Rechtskreises steht. Prinzipiell niemals auch nur im geringsten abgeändert, ist praktisch die Friedlosigkeit und der aus ihr entspringende latente Kriegszustand auf diejenigen Stämme beschränkt worden, deren primitive Stammesorganisation die Entwicklung der griechisch-römischen Welt nicht mitgemacht hat. Das Streben dieser Stämme und Völkersplitter aber war darauf gerichtet, durch ein Bündnis in die

gewaltige Rechtsgemeinschaft der zivilisierten Welt, die einzige entwickelte Staatsgemeinschaft, die sie kannten, aufgenommen zu werden.

Innerhalb des römischen Reiches und auf seiner Organisation fußend, im Schutze ihres Friedens erblühend, entwickelte sich nun die christlich-katholische Kirche. Ihre Theoretiker und an ihrer Spitze Augustinus, dessen besondere Aufgabe es war, die antike Bildung, die er in sich aufgenommen hatte, in die christliche Gedankenwelt organisch einzufügen, mußten sich mit diesem Zustande der Dinge auseinandersetzen. Augustinus hat bekanntlich in seiner berühmten Schrift vom Gottesstaat zwei Staaten einander entgegengesetzt. Den Gottesstaat, der zwar nicht von dieser Welt ist, aber hienieden durch die katholische Kirche repräsentiert wird, und den Staat dieser Erde, dessen Verkörperung für ihn das römische Reich sein mußte. Die Berechtigung des irdischen Staates aber fand er darin, daß dieser auf den Gottesstaat vorbereiten und sich den Anforderungen des Gottesstaates fügen müsse. Im Gottesstaate, wie vor dem Sündenfalle, herrscht der göttliche Friede. Durch die Sünde aber kam der Krieg in die Welt, mit dem Kriege die Sklaverei. Es ist kein Zweifel, daß die Kirche für den göttlichen Frieden wirken muß und daß sie sich zu diesem Zwecke auch der irdischen Mittel zu bedienen hat. Der Krieg aber ist etwas gegebenes, mit dem sich der Kirchenvater in den folgenden Ausführungen auseinandersetzt:

„Nach der Stadt folgt der Erdkreis, den man als die dritte Stufe der menschlichen Gesellschaft ansieht; denn man fängt vom Hause an, geht von da zur Stadt über und kommt dann also fortschreitend zum Erdkreise, der allerdings gleich gesammelten Gewässern, je größer, desto voller auch von Gefahren ist. Und schon durch die Verschiedenheit der Sprachen wird auf demselben der Mensch dem Menschen

fremd. Denn begegnen sich unterwegs zwei Wanderer, die nicht aneinander vorübergehen können, sondern durch irgend welche Notwendigkeit bei einander bleiben müssen; und versteht keiner von ihnen die Sprache des andern, so sind stumme Tiere, selbst verschiedener Art, geselliger gegen einander, als diese beiden Menschen. Denn wenn die Menschen einander ihre Empfindungen nicht mitteilen können, nützt die so große Ähnlichkeit ihrer Natur, bloß wegen der Verschiedenheit der Sprachen, nichts, sie mit einander in Verbindung zu bringen; und lieber wird ein Mensch mit seinem Hunde, als mit einem Fremden sein. Indessen geschah es dennoch, sagt man, daß jene herrschende und gewaltige Stadt den Völkern, die sie unterjochte, mit dem Frieden, durch den sie ihrem Staate sie einverleibte, nicht nur ihr Joch, sondern auch ihre Sprache auferlegte; und es ward dafür gesorgt, daß Dolmetscher in großer Anzahl vorhanden wären. Wahr ist dies; allein durch wie viele und wie große Kriege, durch den Tod wie vieler Menschen und durch wie entsetzliches Vergießen menschlichen Blutes ward dies erkauft? Und auch als dies alles vorüber war, war dennoch das Elend dieser Übel noch nicht zu Ende. Denn, um nicht von feindlichen Völkern des Auslandes zu sprechen, deren es zu jeder Zeit gab und geben wird, und gegen die man immer kriegte und kriegen wird: gebar die Größe des Reiches selbst eine weit verderblichere Art von Kriegen im Innern; die Kriege nämlich der Bundesgenossen und die Bürgerkriege, durch die das menschliche Geschlecht auf noch jammervollere Weise zermalmt wird; ob dieselben geführt werden, damit die Unruhen zu Ende kommen, oder damit sie nicht aufs neue sich erheben. Wollte ich alle diese vielen und vielfältigen Niederlagen und alle so harten und schweren Bedrängnisse nach Gebühr schildern, — wiewohl ich es nimmer vermöchte, dies

also zu tun, wie die Sache es erfordert: — bis zu welchen Grenzen würde diese Schilderung mich führen?

Allein, sagt man, der Weise führt nur gerechte Kriege. Als ob nicht, wofern anders er bedenkt, daß er ein Mensch ist, die Notwendigkeit, gerechte Kriege führen zu müssen, ihn weit mehr schmerzte; da er sie, wenn sie nicht gerecht wären, auch nicht führen müßte und folglich im Frieden leben könnte! — Denn die Ungerechtigkeit des Feindes zwingt den Weisen zum Kriege; diese Ungerechtigkeit aber muß den Menschen allerdings schmerzen; weil sie menschliche Ungerechtigkeit ist, wenn auch daraus keine Notwendigkeit zum Kriege entstände. Wer immer also diese so großen, so schauerlichen, so wütenden Übel mit Wehmut überdenkt, der bekenne, daß sie Drangsale sind. Wer immer aber sie ohne Schmerz des Gemütes leidet oder erwägt, der ist um so elender, wenn er sich dabei selig wähnt; weil er alles menschliche Gefühl verloren hat."

Und an einer anderen Stelle heißt es dann:

„Diese Stadt Gottes also beruft, so lange sie auf Erden pilgert, Bürger aus allen Völkern und sammelt aus allen Sprachen Mitgefährten ihrer Pilgrimschaft auf, ohne darauf zu achten, was in den Sitten, Gesetzen und Gebräuchen derselben verschieden ist, durch welche der irdische Friede entweder erworben oder erhalten wird. Und weder sondert noch verwirft sie auch dieselben; ja, sie beobachtet und befolgt sie sogar, da, wie viel immer in so verschiedenen Nationen Verschiedenes sein mag, dennoch alles nach einem und eben demselben Ziele des irdischen Friedens zielt; wenn anders die Religion nicht dadurch beeinträchtigt wird, die die Anbetung eines einzigen allerhöchsten und wahren Gottes lehrt.

Es benützt also auch die himmlische Stadt in ihrer Pilgrimschaft den irdischen Frieden, und jene Dinge, die zur

Erhaltung der sterblichen Natur der Menschen notwendig sind; sie schützt und fordert ein gutes Einverständnis unter den menschlichen Willen, so sehr die Frömmigkeit und die Religion es nur immer zuläßt; und führt diesen irdischen Frieden auf den himmlischen Frieden zurück, der in so eigentlichem Sinne ein wahrer Friede ist, daß er allein der Friede des vernünftigen Geschöpfes ist und genannt werden kann; diese aber ist eine höchst geordnete und höchst einträchtige Gesellschaft, vereint: Gottes — und in Ihm einander gegenseitig zu genießen."

So übernimmt also die Kirche den Frieden des Staates und sie hat es vermocht, auch nach der Zersetzung des römischen Reiches, indem sie ihre eigene Organisation gleichsam an die Stelle der weltlichen setzte, ob nun der staatliche Einheitsgedanke des Imperiums in anderer Form durchdrang oder ob die christlichen Staaten sich voneinander politisch ablösten, den Friedensgedanken innerhalb der christlichen Nationen aufrecht zu erhalten. Allerdings war, was die Kirche auf diese Weise durchführte, nicht mehr ein einheitliches Staatsrecht, aber sie rettete den Gedanken der Pax Romana, indem sie diese völkerrechtlich durchzusetzen trachtete. Die christlichen Staaten, die auf dem Boden des römischen Reiches im Mittelalter erwuchsen oder sich diesem Staatensysteme angliederten, standen prinzipiell nicht mehr im Verhältnisse der ewigen Friedlosigkeit zueinander. Gewisse völkerrechtliche Sätze wie der, daß Christen von Christen nicht versklavt werden dürfen, setzten sich auf dieser Grundlage durch. An Stelle des nichtrömischen Auslandes aber trat die nichtchristliche Welt, die Heiden des Ostens und der Islam, denen gegenüber das Kriegsrecht mit seiner Folge, der Versklavung, nach wie vor in voller Strenge aufrecht erhalten wurde.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das Mittelalter eine Zeit des Friedens gewesen wäre. Denn trotz der christ-

lichen Kirche wurde der mittelalterliche Staat durch seine Organisation immer wieder zum Kriege getrieben.

Der feudale Staat des Mittelalters erwuchs aus der Naturalwirtschaft und auch er ist begründet auf der Arbeitsteilung zwischen dem herrschenden Wehrstande und dem dienenden Nährstande. Er wurde zusammengehalten durch die einzige zentralisierende Macht, das Königtum. Aber dieses Königtum selbst unterscheidet sich nur quantitativ, nicht qualitativ von den verschiedenen lokalen feudalen Gewalten. Je stärker die Hausmacht, desto stärker die Krone und die Hausmacht selbst beruht natürlich wie jede wirtschaftliche Macht in jener Zeit auf dem Grundbesitze. Um aber seinen Willen, der der Wille des Staates ist, durchzusetzen, muß dem Könige eine möglichst große Anzahl von Personen zur Verfügung stehen, ein Dienstadel, der das zentralistische Prinzip gegenüber den lokalen Gewalten vertritt. Dieser Dienstadel muß nun vom Könige selbst erhalten werden, sei es durch Verpflegung und Geschenke am Hofe selbst oder durch Grundbesitz, der in irgend einer Form an ihn vergeben wird. So ist der königliche Grundbesitz der Lohn-Fond, aus welchem die Diener des Staates besoldet werden. Ob nun die Vergebung des Grundbesitzes ursprünglich geschenkweise oder leihweise erfolgte, das Resultat ist immer, daß der neue Herr wenigstens für eine bestimmte Zeit in ein besonderes Verhältnis zu dem Grundbesitze tritt, der Grundbesitz mit der Person des Dienstmannen sich verknüpft und erblich wird. Im Gegensatz zum geldwirtschaftlichen Bürokratismus, unter dessen Herrschaft der Beamte eine sich stets erneuernde Rente aus den sich stets erneuernden Steuern bezieht, muß daher im feudalen Staate der königliche Lohnfond, der aus Grundbesitz besteht, immer wieder zusammenschmelzen und erschöpft werden. Deshalb

muß das Königtum danach trachten, immer wieder Land zu erwerben, um nicht selbst zusammenzubrechen, das heißt: der im Königtum verkörperte Staat muß notwendig immer wieder auf Eroberungen ausgehen. So kehren im Mittelalter die Eroberungskriege periodisch wieder, und jede Dynastie, ja jeder Herrscher, muß sich eigentlich sein Land wieder neugewinnen. Deshalb ist der Fehden im Innern, der Kriege nach Außen im Mittelalter kein Ende.

Der mittelalterliche Staat wird in der Renaissance durch den Territorialstaat überwunden, da die Geldwirtschaft zum Durchbruche kommt und ein neuer Stand, der Bürgerstand, mit weiteren wirtschaftlichen und geistigen Horizonten als bisher, die Fürsten in ihrem Bestreben nach politischer und wirtschaftlicher Vereinheitlichung des Staates unterstützt. Dem Territorialstaat entspricht das merkantilistische System, das in allen entwickelten Staaten Europas allmählich zur Herrschaft gelangt. Wie früher etwa die Grundherrschaft oder die Stadt eine wirtschaftliche Einheit bildete, welche sich selbst genügte und im wesentlichen das produzierte, was in ihrem Umkreise konsumiert wurde, so jetzt der Staat. Während die Schranken der Wirtschaft im Innern niedergerissen wurden, wurden sie nach Außen durch Schutzzölle, Ein- und Ausfuhrverbote, aufgerichtet. Der Reichtum sollte gehoben werden und im Lande verbleiben. Alle Maßregeln liefen darauf hinaus, die Autarkie, das heißt das Auf-sich-selbst-beruhen, die wirtschaftliche Selbstständigkeit des Staates zu erreichen oder zu fördern. Dadurch waren auch die Ziele der Politik bedingt. Wie man mit mehr oder weniger Glück versuchte, fremde Industrien künstlich in das eigene Land zu verpflanzen, so versuchte man andererseits Land zu erwerben, um die eigene produktive Kraft zu ergänzen. Es ist die Zeit der kolonialen Eroberungen und da das Ziel des Staates, vollständig autark zu werden, nie-

mals erreicht werden konnte, wenn man nicht immer neues Landgebiet dem eigenen Staate inkorporierte, war namentlich das 17. und 18. Jahrhundert die Zeit der beständig wiederkehrenden Kabinetts- und Kolonialkriege. Nach der Berechnung eines Historikers gab es zwischen den Jahren 1600—1688 nicht weniger als 74, zwischen 1700—1814 aber 72 Kriegsjahre, wenn man nur die größeren europäischen Staaten in Betracht zieht. Das Prinzip, daß das Land um so reicher und mächtiger sei, je mehr Quadratmeilen es umfasse, entspricht den Lebensbedingungen und Anschauungen jener Zeit. Ein objektives Kriterium für die Abgrenzung der Reiche gegeneinander fehlt vollständig und es gibt nichts buntscheckigeres als die Landkarte Europas in jener Zeit, da die Staaten trotz ihrer zentralistischen Bestrebungen aus den verschiedensten Ländergebieten je nach dem Glück der Kriege unorganisch zusammengewürfelt waren.

Den Abschluß dieser Entwicklung und zu gleicher Zeit den Angriffspunkt, gegen den sich die politische Entwicklung der letzten hundert Jahre gerichtet hat, bildete der Wiener Kongreß, der sich vermessen hat, die Landkarte Europas im Gegensatze zu den neu hervortretenden Strömungen der Gegenwart und Zukunft festzulegen. Er ging aus von dem Prinzipe des europäischen Gleichgewichtes, das aus dem Gegeneinanderprallen der verschiedenen merkantilistischen Staaten in den letzten Jahrhunderten entstanden ist und wieder aufgerichtet werden sollte, nachdem es durch Napoleon in so gründlicher Weise über den Haufen geworfen worden war. Kein geringerer als Cobden hat im Namen des Liberalismus diesen Begriff, der auch heute noch zum alltäglichen Rüstzeug unserer Diplomatie gehört und aus dessen Geist nicht weniger Allianzen, als Kriege entstanden sind, gründlich zerfasert. In seiner englischen Fassung bedeutete das euro-

päische Gleichgewicht, daß England gefragt werden müsse, bevor irgend eine andere Macht Streit beginne und daß England in jeder Verwicklung seine Rolle haben müsse. So ist es ausgeführt in der Thronrede Wilhelms III., der als hervorragendster Vertreter der Politik seiner Zeit angesehen werden kann, wenn er am 31. Dezember 1701 den Wunsch ausspricht, daß England die Wage von Europa in der Hand halte. Aber der Gedanke sei schon, wie Cobden ausführt, seit der Renaissance und bei Bacon zu finden, der sich allerdings seinen Ruhm mehr als einer der Begründer der modernen empirischen Philosophie, denn als Staatsmann erworben hat. Denn er spricht das Prinzip aus, jeder Fürst müsse acht geben, daß keiner seiner Nachbarn ihm so über den Kopf wachse, sei es durch Landbesitz, Handel oder dergleichen, daß er ihn mehr belästigen könne, als umgekehrt. Und Cobden bemerkt dazu mit Recht, daß dieser Gedanke keineswegs im Interesse des Volkes liege, daß er überhaupt eine Schimäre sei, weil es eben keinen Maßstab für die gegenseitige Abmessung gebe; er sei auch deshalb eine beständige Quelle der Kriege. Auch sei die Existenz der kleinen Staaten keineswegs, wie wohl behauptet werde, durch das europäische Gleichgewicht garantiert, sondern durch die von der Natur der Eroberung gezogenen Schranken — natürliche Grenzen und moralische Hindernisse für den Eroberer — durch die Einheitlichkeit der Sprache, Gesetze, Sitten und Traditionen und schließlich, wie Cobden hinzufügt, durch den Rest von Respekt gegenüber der Gerechtigkeit. Ganz abgesehen davon, daß das System unvollständig sei, weil es die amerikanischen Staaten nicht berücksichtige, würde es uns, wenn es die Richtschnur unserer Politik wäre oder bliebe, in die Barbarei zurückführen. Diese Kritik von Seite des Liberalismus stand im Gegensatz zu der Politik der leitenden Staatsmänner, die den Grundsatz der Interven-

tionspolitik unentwegt gegen das von den Liberalen geforderte Prinzip der Nichtintervention zur Geltung brachten, ohne sich darum zu kümmern, daß sie mit dem Geiste der Zeit in Widerspruch gerieten, oder auch, wenn sie diesen erkannten, sich vermaßen, ihn niederzukämpfen.

Schon hatte die große Revolution, den Spuren der großen Staatskritiker des 18. Jahrhunderts folgend, die Fahne des neuen Staates und der Volkssouveränität aufgepflanzt, und wenn sie auch zeitweise herabgeholt worden war, wurde sie doch immer wieder erhoben, um zum Siege geführt zu werden. Das Selbstbestimmungsrecht des Volkes konnte sich nur im nationalen Staate äußern, Freiheit und Nation mußten im Wortschatze der Revolutionären und Reformer unzertrennlich verbunden sein, wie sie beide gleichermaßen von den Staatsmännern der alten Schule verfehmt waren. Aus dem Geiste der französischen Revolution wurde der nationale Staat geboren und Fichte verkündet ihn in seinen Reden an die deutsche Nation gegen den französischen Tyrannen Europas.

Er sagt in der 13. Rede:

„Zuvörderst und vor allen Dingen: Die ersten, ursprünglichen und wahrhaft natürlichen Grenzen der Staaten sind ohne Zweifel ihre innern Grenzen. Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinandergeknüpft; es versteht sich untereinander und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen; es gehört zusammen und ist natürlich eins und ein unzertrennliches Ganzes. Ein solches kann kein Volk anderer Abkunft und Sprache in sich aufnehmen und mit sich vermischen wollen, ohne wenigstens fürs erste sich zu verwirren und den gleichmäßigen Fortgang seiner Bildung mächtig zu stören. Aus dieser innern, durch

die geistige Natur des Menschen selbst gezogenen Grenze ergibt sich erst die äußere Begrenzung der Wohnsitze, als die Folge von jener, und in der natürlichen Ansicht der Dinge sind keineswegs die Menschen, welche innerhalb gewisser Berge und Flüsse wohnen, um deswillen ein Volk, sondern umgekehrt wohnen die Menschen beisammen, und wenn ihr Glück es so gefügt hat, durch Flüsse und Berge gedeckt, weil sie schon früher durch ein weit höheres Naturgesetz ein Volk waren."

Dann führt er weiter aus, daß ein primitives Volk zwar wohl ein Interesse daran haben könne, benachbarten Boden in Besitz zu nehmen und die früheren Bewohner zu vertreiben oder Raubzüge zu unternehmen oder die Nachbarn zu versklaven, daß aber ein Volk die fremde Völkerschaft, so wie dieselbe besteht, als Bestandteil des Staates sich anfüge, dabei hat es nicht den geringsten Gewinn und es wird niemals in Versuchung kommen, dies zu tun. Die „inneren Grenzen", von denen Fichte hier spricht, zu erreichen und in ihnen einen selbständigen nationalen Staat zu errichten, war oder ist nun das Bestreben aller erwachenden Völker, die diese Ziele noch nicht erreicht haben, von den serbischen und griechischen Aufständen angefangen, bis auf den heutigen Tag. Durch diese elementare Bewegung ist die Landkarte des Wiener Kongresses so gründlich umgestaltet worden, daß heute in ihr das national geeinigte Italienische und Deutsche Reich eingezeichnet sind, und man kann wohl sagen, daß alle Kriege Europas in den letzten hundert Jahren dadurch herbeigeführt worden sind, daß jene aus dem Merkantilismus entspringende Politik des europäischen Gleichgewichtes und der Intervention die Völker verhindern wollte, ihre „inneren Grenzen" zu erreichen. Denn der Nationalstaat unterscheidet sich von allen früheren Staatengebilden dadurch, daß er feste Grenzen besitzt, welche eben durch die Ausbreitung der Nation vorgezeichnet sind, und daß

sein Maßstab nicht die Anzahl der Quadratmeilen, sondern die Zusammengehörigkeit des organisch Zusammengehörigen ist. Allerdings liegt dem nationalen Staate auch nichtmehr das Prinzip der wirtschaftlichen Ausschließlichkeit, wie es der merkantilistische Machtstaat ausgebildet hat, zugrunde. Auf ihr nationales Gebiet angewiesen, beschränken sich die modernen Staaten, je entwickelter, desto mehr, jene produktiven Tätigkeiten auszugestalten, welche ihnen speziell durch die Natur angewiesen sind. Wie die einzelne Nation geistig die andere ergänzt, so bedarf sie auch der wirtschaftlichen Ergänzung durch die andere, und im Sinne einer ökonomischen Arbeitsteilung kann sie um so intensiver diejenigen positiven wirtschaftlichen Zwecke einseitig verfolgen, welche ihr im Rahmen der Weltwirtschaft zugewiesen sind.

Da historische „Entwicklungsgesetze" nicht ausnahmslos exakt wirken, da die Höhe der erreichten Entwicklung in jedem einzelnen Falle von Faktoren abhängt, die nicht überall gleichmäßig wirken, finden sich auf der Erde neben einander und gleichzeitig verschiedene Staatsformen, von denen einige als Rudimente früherer Zeiten erscheinen, wenn man die Gesamtentwicklung ins Auge faßt — neben den modernen Industriestaaten eine Abstufung bis hinunter zu den Stämmen Zentralafrikas oder Zentralbrasiliens, deren Gruppentypus dazu bestimmt ist zu Grunde zu gehen. Aber auch in dem großen Weltkonflikte und in Europa selbst spielt die Existenz derartiger Rudimente eine Rolle. Man denkt zunächst an die Türkei, deren Existenz die Ursache des Balkankrieges war, der wieder zum Ausgangspunkte des Weltkrieges wurde. Die Türkei war ein mittelalterlicher Eroberungsstaat mit einer herrschenden Kriegerkaste, die, wie in allen islamitischen Staaten, durch die gemeinsame Religion zusammengehalten war, naturalwirtschaftlich und, eben als Eroberungsstaat, ohne

Rücksicht auf die Nationalität der Unterworfenen zusammengesetzt. Der Balkankrieg war nichts anderes, als der wenigstens vorläufige Abschluß der serbischen und griechischen Erhebung vom Anfange des 19. Jahrhunderts, wie die unglückselige status quo-Politik unserer Diplomatie nichts anderes war, als die Fortsetzung der Metternichschen Interventionspolitik gegen die nationalen Erhebungen und die Entwicklung des modernen Staatstypus. Vielleicht erleben wir jetzt nach Absprengung der fremdnationalen Bestandteile und mit dem Eindringen des Kapitalismus die Umwandlung der Türkei in ein modernes Staatswesen auf dem national besiedelten Gebiete Vorderasiens. Auf ihre natürlichen Grenzen beschränkt, könnten so die Türken aus einem Faktor der Unruhe, die eine notwendige Folge ihres Staatstypus war, zu einem Elemente des Friedens und der Ordnung, freilich nicht der „Ordnung" im Metternichschen Sinne, werden. — Auch der politische Gegenpol der Türkei, Rußland, hat seinen Übergang zum modernen Staate noch nicht vollzogen, trotz des Eindringens des modernen Industrialismus in einige seiner Provinzen. Der herrschende Panslawismus ist nicht eine nationale Bewegung, da er unter seine Herrschaft die verschiedensten Nationen einbegreifen will, wie schon das heutige Rußland ein Nationalitätenstaat und nicht nur im asiatischen Kolonialgebiete, sondern in Europa selbst keineswegs durch die Einheitlichkeit der Nation zusammengehalten ist. Der panslawistische Staatsgedanke ist vielmehr die direkte Fortsetzung des Cäsaropapismus des oströmischen Imperiums, des Byzantinismus; Rußland ist, wie auch das mittelalterliche karolingische Kaisertum, auf Eroberung um der Eroberung willen aufgebaut und durch den von der Orthodoxie geheiligten Zarismus zusammengehalten. In diese Form ist der merkantilistische Machtstaat gegossen, der durch den ungeheueren Länderbesitz

der Autarkie zustrebt. Er ist schon durch seine Zusammensetzung trotz aller Deklamationen von slawischer Brüderlichkeit notwendig der schlimmste Feind der Unabhängigkeit und Freiheit der eigenen wie der fremdstaatlichen Nationen, ein rudimentärer Typus, der trotz der gewaltigen Erschütterung des Jahres 1905 seiner modernen Umgestaltung noch entgegengeht und bis zu dieser seinem Lebensprinzipe nach ein Element des Unfriedens sein muß, wie das Osmanenreich in den vergangeuen Jahrhunderten, bis die russische Frage von den Völkern Rußlands, den Finnen und Polen und Ukrainern und den andern gelöst werden wird, wie die türkische von den Griechen und Serben und Bulgaren und Rumänen und den anderen; und es ist zu hoffen, daß nach den Erfahrungen von gestern und heute dann die europäische Diplomatie nicht mehr zu Gunsten des status quo intervenieren wird. Denn in dem rudimentären, unorganischen Expansionsstreben des russischen Machtstaates ist die eine Ursache des heutigen Weltkrieges zu finden.

Dem heiligen Rußland scheinbar entgegengesetzt ist das andere, mit ihm heute verbündete Reich, das mit ihm die Schuld an dem Weltkriege zu tragen hat. Wie Rußland zentralisiert, ist das britische Reich dezentralisiert, wie jenes mittelalterlich-absolutistisch, so erscheint dieses modern-demokratisch. Allein eines ist ihnen gemeinsam, das unbeschränkte politische Machtstreben, das aus einer gemeinsamen Wurzel fließt, dem merkantilistischen Aufbau des autarken Staates. Denn daß heute mehr als früher vom britischen Imperialismus gesprochen wird, kommt nicht daher, daß er eine neue Erscheinung wäre, sondern ist nur eine Folge davon, daß sich moderne Staaten entwickelt haben, die Gegner der Ausbeutung des Erdkreises durch England und dessen wirtschaftliche Konkurrenten geworden sind. Der heutige »Imperialismus«

ist nichts anderes, wie der Merkantilismus, der seit Cromwells Zeiten die Richtschnur des Staates war, die niemals verlassen wurde, ebensowenig wie die spezifisch englische Politik des europäischen Gleichgewichtes, die Englands leitenden Staatsmännern den Grundsatz einprägte, stets im Bunde mit den schwächeren Landmächten die stärkste niederzudrücken. Man lasse sich durch das englische Freihandelssystem nicht über die merkantilistische Wurzel seiner Politik täuschen, denn seitdem und so lange England den Export in alle Länder der Welt beherrschte, war die Absperrung durch Schutzzoll nicht mehr nötig, und als dies Monopol verloren ging, tauchte mit dem Schlagworte vom Imperialismus auch das Chamberlainsche Schutzzollsystem wieder auf. Und so einseitig England selbst nach der Seite der industriellen Produktion sich entwickelt hat, so ist es doch nur ein kleiner Teil von Greater Britain, und es gibt kein Reich, das in gleicher Weise autark ist, da es seine Rohstoffe alle auf eigenem Grunde beschaffen und bearbeiten kann und seine ganze Politik darauf gerichtet ist, diese Autarkie zu erhalten und auszugestalten. Lancaster und Indien sind innerhalb desselben Reichsgebietes und ihre gegenseitige Ergänzung erhält den Typus des merkantilistischen Staates. Wie Rußland durch seine Lage abseits vom Weltverkehre der zivilisierten Völker in seiner Entwicklung zum modernen Staate zurückgehalten wurde, so konnte England, infolge seiner insularen Lage weniger bedroht und infolge seiner früher entwickelten Weltmacht überlegen, unbekümmert um die nationale Staatenbildung des Kontinentes, seinen im 17. Jahrhundert betretenen Weg verfolgen. Die scheinbare Demokratie der englischen Verfassung verwandelt sich in die Herrschaft einer engen Aristokratie, wenn man das Gesamtreich in Betracht zieht, und seine Wehrverfassung steht noch auf der Entwicklungsstufe des 18. Jahrhunderts. Allerdings aber

zeigen sich schon die Widersprüche seiner Verfassung, da den Siedlungskolonien eine Autonomie zugestanden ist, welche die Einheit gefährdet, und noch keine Formel gefunden ist, welche sie sichern könnte, während zugleich das nationale Erwachen der unterworfenen und durch die Zivilisation geweckten Erdteile für eine nähere oder fernere Zukunft dem britischen das Los aller Eroberungsreiche ankündigt und die immer dringender geforderte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eine vollständige Umwälzung der ganzen Reichsmaschine bedeutet.

So liegt die große Tragik dieses Weltkrieges, der zu einem Weltkriege wurde, weil er dem national geschlossenen Deutschen Reiche aufgedrängt wurde, darin, daß er geführt werden muß, weil rudimentäre Staatstypen, die offenbar schon an der Schwelle ihrer Umwandlung stehen, nochmals all' ihre Kraft aufbieten, um ihre atavistische Politik den übrigen Staaten aufzudrängen. Sie könnten den Gang der Weltgeschichte nicht aufhalten, auch wenn sie siegen würden. Wir aber wissen, daß wir siegen werden, und wir wollen, daß die unendliche Arbeit der Völker ihres Lohnes wert sein wird. Dieser Lohn kann aber nicht in Eroberungen bestehen und in der Verknechtung anderer Völker. Unser Ziel ist ein weit höheres. Wir erwarten nach den vielen schmerzlichen Antithesen die Synthese, nach den Peripetieen der Kriege die Katarsis. Jene selbstherrlichen Reiche, die sich in ihrem Cäsarenwahne vermessen haben, auf der Erde allein sein zu wollen und nach eigener Willkür Sonne und Schatten zu verteilen, sind von der Weltgeschichte als rudimentäre Bildungen dazu verurteilt, die Rechte der anderen anzuerkennen. Möge schon die nächste Generation das große Schauspiel erleben, daß, nach den schweren Geburtswehen der neuen Zeit, an Stelle des durch feindliche Allianzen zerrissenen europäischen Gleich-

gewichtssystems die arbeitsteilige Völkergesellschaft der kultivierten Nationen tritt, die keine andere Allianz kennt, als die Allianz der Kulturvölker gegen die Unkultur. Wir aber wollen im Hinblick auf dieses ideale Ziel auch während des Weltkrieges das Bewußtsein nicht verlieren, daß in dem Kampfe um das Selbstbestimmungsrecht der eigenen Nation nicht inbegriffen ist die Feindschaft gegen die fremde, sondern nur die Abwehr des sich überhebenden Machtstaates. Die Autonomie der eigenen Nation ist die Garantie der fremden, und beide ergänzen sich zu einer höheren Einheit. Wahres Weltbürgertum und nationaler Staat schließen einander nicht aus, sondern bedingen einander, wie Gesellschaft und Individuum. Der sich seines eigentümlichen Wertes bewußte Nationalstaat ist die Organisation, in der dieser Wert in der ihm besonderen Weise zur Geltung kommt, die Organisation, in der die Nation ihre besonderen Fähigkeiten autonom entwickelt und dadurch am intensivsten beiträgt zur Gesamtkultur der Menschheit. Er allein ist imstande, das exklusive Verbandsrecht primitiver Zeiten völlig zu überwinden und die Grundlage für die Synthese der Zukunft zu bilden: die internationale Organisation der nationalen Einheiten der Kulturvölker. Seine Devise ist das Suum cuique, und von dieser ausgehend, fordern wir in diesem Staatenkonflikte für unser Deutsches Volk, was ihm gebührt: Luft, Licht und Freiheit.
